

Utta Danella

Der blaue Vogel

Roman



I IN DEN HÜGELN VON
VERMONT

Das Kind erwacht von dem Schrei. Ein hoher, heller Schrei, der jäh abbricht, ein Poltern, dann wieder die helle Stimme: »Nein! Nein!«

Dann ein Schuss.

Das Kind hat sich aufgerichtet, starrt mit weit aufgerissenen Augen ins Dunkel, lauscht, springt aus dem Bett, und während es zur Tür läuft, fällt der zweite Schuss.

Auf der schmalen Holzstiege, die hinabführt in den Wohnraum, bleibt das Kind vor Schreck erstarrt stehen.

Zwei Menschen liegen auf dem Boden. Die Frau liegt auf dem Gesicht, sie hat die Arme weit ausgebreitet, so wie sie sich schützend vor den Mann geworfen hat, dem der Schuss gegolten hat. Darum hat der erste Schuss sie getroffen. Sie ist vornüber gestürzt. Ihr blondes Haar ist wie ein Schleier auf dem Boden auseinandergefallen.

Man sieht kein Blut, keinen Einschuss.

Sie hatte ihr Haar an diesem Abend gewaschen. In einem blauseidenen Morgenrock saß sie auf einem niedrigen Hocker vor dem Kamin und trocknete ihr Haar. Das Kind durfte es kämmen. Und der Mann, der jetzt gekrümmt, die Beine angezogen, das Gesicht verzerrt, den Mund noch wie zum Schrei geöffnet, auf der Seite liegt, hatte mit dem Haar gespielt. Er kniete hinter ihr, ließ es durch die Finger gleiten, nahm eine Strähne zwischen die Lippen, und schließlich hatte er sich ihr Haar, das noch ein wenig feucht war, über das Gesicht gebreitet.

»Like a golden rain«, hatte er gesagt.

Wie ein goldener Regen. Frederike hatte es für das Kind übersetzt, denn es spricht noch kaum Englisch.

Dann hatte sie mit einem Lachen das Haar in den Nacken geworfen. »Geh ins Bett, Liebling, es ist schon spät.«

»Och ...«

»Wir gehen auch bald schlafen. Ich bin müde.«

Mit einer vorsichtigen, schwebenden Bewegung hatte sie ihren schweren Leib berührt, erst geseufzt, dann gelächelt. Und er, der

Mann, der jetzt tot ist, hatte ebenfalls ihren Leib berührt und zärtlich geflüstert: »And that's your golden secret.«

Christine wusste, dass ihre Mutter ein Kind erwartete. Der Gedanke an die kleine Schwester, die sie bekommen würde, tröstete sie über das Heimweh hinweg. Denn sie war bisher nicht heimisch geworden in dem fremden Land. Sie vermisste die Welt, in der sie die ersten Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Es war besser geworden, seit sie in den Wäldern lebten. Die große Stadt war dem Kind verhasst gewesen, die enge, düstere Wohnung war ihm wie ein Käfig vorgekommen. Das Blockhaus am See war besser. Nicht so groß wie das Haus, in dem sie aufgewachsen war. Aber es war dennoch heimatlich. Und heimatlich waren Wald, Wiesen und See, waren Bäume, Blumen und Vögel. Es war das Leben, das das Kind kannte.

»Du bekommst keine Schwester«, sagte der Mann immer. »It will be a boy.«

Christine schüttelte dazu den Kopf. »No. A girl.«

Frederike hatte nur gelacht zu dem Streit zwischen den beiden. Ihr war es egal, ob es ein Junge oder ein Mädchen sein würde. Sie wollte nur ein Kind. Es war neun Jahre her, seit sie ein Kind geboren hatte, ihre Tochter Christine. Und nichts zuvor im Leben hatte sie so glücklich gemacht, wie ein Kind zu haben. So sollte es wieder sein.

Jetzt liegt sie da unten. Man sieht ihr Gesicht nicht, nicht den gewölbten Leib, nur ihren Rücken, in leuchtend blaue Seide gehüllt. Über dem Blau das helle Haar. Ihre Beine sind gespreizt, das eine seltsam verdreht. Man sieht kein Blut. Aus seinem Körper läuft das Blut in einem breiten, eiligen Strom über den Boden, helles Blut, das Bärenfell vor dem Kamin färbt sich langsam rot, es sieht aus, als wäre der Bär gerade geschossen worden.

Christine steht regungslos, unfähig zu begreifen, was sie sieht. Alles endet in diesem Augenblick: ihr Lachen, ihre Unschuld, ihre Kindheit. Dann sieht sie den Fremden im Halbdunkel. Da steht einer, in der herabhängenden Hand die Waffe, steht so regungslos, so entsetzt wie das Kind auf der Treppe. In der Ferne bellt laut

und wütend ein Hund. Sonst ist es totenstill. Die Nächte in den Hügeln von Vermont sind immer totenstill.

Plötzlich gibt der Mann einen Ton von sich, ein verzweifertes Stöhnen. Er beugt sich über die Frau, kniet neben ihr nieder, hebt ihren Körper auf und dreht ihn herum. Nun sind seine Hände voll Blut. Ihr Blut fließt langsam, wie zögernd, als dürfe es diesen Leib, der so voll Leben ist, nicht im Stich lassen.

»Frederike!«, stöhnt der Mörder. »Frederike!«

Frederike hört ihn nicht mehr. Sieht ihn nicht mehr. Frederike stirbt, das Gesicht schon leichenblass, Schatten an den Schläfen, nur ihr Blut lebt noch, ihr Blut und ihr Haar.

Das Kind auf der Treppe erkennt den Fremden.

»Vater!«, flüstert Christine.

Der Mörder blickt auf. Auf der schmalen Treppe, bloßfüßig, im langen, weißen Nachthemd, einen kleinen, weißen Stoffhund fest an sich gepresst, steht seine Tochter.

Erst langsam beginnt er zu begreifen, was geschehen ist. Er richtet sich auf, dann steht er, wendet hilflos den Kopf von einer Seite zur anderen. Sein Gesicht ist so blass wie das der beiden, die auf dem Boden liegen. Er macht ein paar schwankende, unsichere Schritte zur Treppe hin, streckt dem Kind bittend die Hände entgegen. Das Kind weicht zurück. Da springt er die Treppe hinauf und reißt das Kind an sich.

»Komm! Komm!«

Christine strauchelt, er hält sie fest, hebt sie hoch und trägt sie – doch mitten im Raum lässt er sie auf die Erde gleiten, beugt sich wieder über Frederike, versucht, sie aufzurichten. Frederike stöhnt. Blut tritt auf ihre Lippen, ihr Kopf sinkt zurück, dabei öffnen sich ihre Augen weit.

Sieht sie ihn an?

Er flieht vor diesem Blick, fasst das Kind mit beiden Armen, trägt es aus dem Haus. Christine wehrt sich nicht, rührt sich nicht, sie liegt wie tot in seinen Armen.

Der Hund bellt noch immer, hoch und schrill. In dem Farmhaus, das oben am Wiesenhang liegt, werden zwei Fenster

hell, hinter denen sich Umrisse eines Menschen abzeichnen. Er stopft das Kind in das Auto, das vor dem Blockhaus steht, blickt nicht mehr zurück, Panik hat ihn erfasst, er klemmt sich hinter das Steuer, startet, und holpernd schlingert der Wagen auf dem unebenen Weg davon.

Hinter ihnen, unbewegt und schweigend, bleibt die grausilberne Fläche des Sees zurück.

Jim, der Farmer, blickt angestrengt in die Nacht hinaus. »Das hörte sich an wie Schüsse«, murmelt er.

»Unsinn!«, sagt seine Frau. Aber sie hat sich auch im Bett aufgesetzt und lauscht.

»Ich sage dir, da hat wer geschossen. Und hör doch mal den Hund!« Das Bellen des Hundes überschlägt sich.

»Da! Ein Auto! Da fährt ein Auto! Hörst du es nicht?«

»Ich höre nichts.«

Jim fährt in die Jeans, streift sein Hemd über den Kopf. »Ich geh' mal nachsehen.«

»Bleib doch hier! Wenn es ein Überfall ist ...«

»Unten im Blockhaus ist Licht.«

»Ach die!«, sagt seine Frau wegwerfend. »Die haben immer Licht bis spät in die Nacht.«

Jim geht hinaus und lässt den Hund von der Kette. Der rast den Hang hinab, auf das Blockhaus zu.

Jim kehrt noch einmal ins Haus zurück und nimmt sein Gewehr von der Wand, entsichert es.

»Steh auf!«, ruft er seiner Frau zu. »Schließ die Tür zu. Aber pass auf, wenn ich zurückkomme, dass ich schnell hereinkann.«

Frederike Kamphoven lebt noch, als man sie vorsichtig in den Wagen des Sheriffs bettet. Sie stirbt während der Fahrt, kurz bevor sie die kleine Stadt erreichen.

Der Arzt zögert, als sie vor ihm auf dem Operationstisch liegt, er überlegt. Eine Fremde. Eine junge Frau, im achten, wenn nicht schon im neunten Monat schwanger.

Ein Überfall, hat man ihm gesagt. Er legt die Hand auf ihren Leib, überlegt noch einmal.

»Wir versuchen es«, sagt er widerwillig. »Wir machen einen Kaiserschnitt.«

Das Kind im Leib der toten Frau lebt.

Es ist ein Mädchen.

Magnus denkt nicht an Flucht. Nicht gleich. Er denkt gar nichts. Er steht unter einem schweren Schock. Er fährt.

Er fährt durch die Nacht, mechanisch wie ein Automat, fährt von dem steinigen Pfad, der zum Blockhaus führt, auf die schmale Landstraße, biegt bei der nächsten Kreuzung in eine breitere Straße ein, immer so weiter, bis er zum Highway kommt. Er sitzt vornübergebeugt, er fährt, er schaltet, er sieht kaum etwas, nur den Lichtkegel, den der Scheinwerfer ins Dunkel wirft, er fährt ihm nach, das Haar hängt ihm in die Stirn, die Stirn ist feucht, auch seine Haare werden langsam feucht, dann seine Hände. Er umklammert das Steuerrad. Die Straßen sind leer. Er fährt. Irgendwann redet er.

»Sie ist nicht tot. Ich wollte sie nicht töten. Ich wollte euch nur holen. Christine! Verstehst du? Christine! Ich wollte euch nur holen. Ihr sollt doch mit mir nach Hause kommen.« Christine liegt hinten im Wagen, ein armseliges, kleines Bündel, sie ist kalt und starr, es ist kaum noch Leben in ihr, kein Gefühl, kein Gedanke. Nur eine leere Hülle ist übrig, ein Körper, der atmet.

»Ich konnte euch nicht finden, Christine. Ich wusste nicht, wo ihr wart. Keiner wollte es mir sagen. Keiner wollte mit mir reden.«

Er kannte die Leute ja gar nicht. Erst war er in New York, dann in Boston. Keiner wollte mit ihm sprechen. Keiner ließ ihn auch nur ins Haus. So etwas war er nicht gewohnt. Mit Zorn war er gekommen, mit gerechtem Zorn. Der Zorn wandelte sich in Wut, in Hass.

Schließlich war er bei dem Uralten in Boston gelandet. Der ließ ihn zunächst auch hinauswerfen. Aber dann plötzlich ließ er ihn hereinbitten. Ganz formell.

Er war sehr höflich, der Alte. Saß da im Rollstuhl, die Augen zusammengekniffen, das kleine, geschrumpfte Gesicht eine Maske aus Pergament. Hinter dem Rollstuhl stand der Diener.

»Lassen Sie sie doch in Ruhe!«, sagte der Alte. »Was wollen Sie denn noch. Es ist schon öfter vorgekommen, dass eine Frau ihrem Mann weggelaufen ist. So eine Frau taugt nichts. Der Junge taugt auch nichts. Lassen Sie sie doch!«

»Sie haben meine Tochter entführt. Ich will meine Tochter wiederhaben.«

»Ich weiß nicht, wo sie sind«, sagte der Alte. »Sie hatten eine Wohnung hier in Boston. Ich weiß gar nicht wo. Ich wollte sie in meinem Haus nicht haben. Keiner von der Familie will sie haben.«

»Meine Tochter ...«

»Ja, ja, ich habe es gehört.« – Ein scharfer Blick aus den rot geränderten Augen.

»Kann sein, sie sind im Blockhaus. In unserem alten Blockhaus in Vermont. Vor ein paar Monaten war er das letzte Mal hier. Im Mai war es, glaube ich. Ich habe ihm gesagt, meinetwegen könnten sie in das Blockhaus ziehen. Mir ist es egal. Ich komme sowieso nie mehr hin. Von den anderen kommt auch keiner hin. Zu primitiv. Früher war ich gern dort. Als kleiner Junge war er ein paarmal dort. Vielleicht sind sie da.« Es hatte lange gedauert, bis er das Blockhaus fand. Heute erst. Im Dorf unten am See hatte einer genickt auf seine Fragen. Hinter dem Wald, am anderen Ende des Sees, da ist das Blockhaus der Claytons. Sieht so aus, als ob es bewohnt sei.

Er stand vor dem Drugstore, wo er die Auskunft bekommen hatte, und merkte, dass sie ihn durch die Scheibe beobachteten.

In diesem Moment dachte er, dass es am besten wäre, wegzufahren, weit wegzufahren. Konnte sein, sie waren dort. Ging es ihn noch etwas an? Hatte der Alte in Boston nicht recht gehabt – Was wollen Sie denn noch?

Er ging langsam zurück zu seinem Wagen und fuhr fort aus dem Dorf. Nicht ans andere Ende des Sees. Er fuhr zurück zur

Straße – weg vom See. Er musste darüber nachdenken. Er war ein schwerfälliger Mensch, einer, der immer erst überlegte, ehe er handelte.

Mal angenommen, sie waren dort. Was dann?

Frederike hatte ihn verlassen.

»Ich liebe ihn«, hatte sie gesagt, damals, ehe sie fortging. »Ich kann nicht mehr bei dir bleiben.«

Hatte sie ihn denn nicht geliebt? Hatte sie je gesagt: Ich liebe dich?

Nein. Das hatte sie nie gesagt. Es war ihm nur nicht aufgefallen. Weil er sie so sehr liebte, dachte er, sie liebe ihn auch.

Inzwischen wusste er es besser. Das mit der Liebe – das war wohl alles nur Einbildung.

Aber Christine durfte sie nicht mitnehmen. Sie hatte kein Recht, ihm seine Tochter wegzunehmen. Christine gehörte nach Hause, nicht nach Amerika, nicht zu Fremden, die sie gar nicht haben wollten. Sie wollten Frederike nicht, sie wollten diesen Mann nicht, der irgendwie zu dieser Familie gehörte. Und bestimmt wollten sie auch Christine nicht. Er hatte die Wohnung gefunden in Boston, in der sie zuvor gelebt hatten. Eine schlechte Gegend, ein altes Haus. Es ging ihnen nicht gut. Und jetzt lebten sie hier in der Einsamkeit. Sicher hat Frederike längst genug von diesem Abenteuer. Sicher kam sie gern mit ihm nach Hause.

Er war ganz ruhig. Überlegte gründlich, was er tun würde. Jetzt, da er am Ziel war, eilte es ihm nicht mehr. Heute musste er nicht mehr hingehen, er konnte es morgen tun. In einem Motel übernachten, morgen früh die Strecke zurückfahren, zum See, durch den Wald, das Haus würde er schon finden.

Hingehen würde er. Natürlich – darum war er ja hergekommen. Darum hatte er diese Reise, diese mühselige Suche auf sich genommen. Er würde ganz vernünftig mit ihr reden, würde ihr klarmachen, dass er Christine mitnehmen musste, denn sie gehörte nicht hierher. Das musste sie einsehen.

Aber er belog sich selbst. Er wollte nicht nur sein Kind, er wollte auch sie. Frederike – seine Frau. Vielleicht war sie froh,

wenn er kam und sie holte. Vielleicht würde sie fragen: ›Kannst du mir denn verzeihen?‹

Es sah ihr ähnlich, so eine Frage zu stellen. Sie war immer ein wenig sentimental gewesen.

Natürlich konnte er nicht verzeihen. Nicht verzeihen und nicht vergessen. Niemals. Aber das änderte nichts daran, dass sie ihm gehörte.

Sie war gerade erst achtzehn geworden, als er sie heiratete. Sie war noch nicht neunzehn, als sie seine Tochter gebar, selbst noch ein Kind, schmal und zart mit dem scheuen Mund und den verträumten Augen. Es war kaum vorstellbar, dass ein Mann sie je berührt hatte. Sie war keine Geliebte gewesen, nur ein staunendes Kind, das etwas mit sich geschehen ließ, was es kaum begriff. Wenn er auf Urlaub kam von der Front, fand er sie unverändert vor, verträumt, unschuldig, unberührt, an ihrem Leben hatte sich nichts geändert, sie lebte mit ihren Büchern, mit ihrem Hund, sie spielte Klavier. Und sie hatte das Baby. Sie war so zärtlich zu dem Kind, manchmal war er fast eifersüchtig. Mit ihm sprach sie niemals so. Aber es war ja gut, dass sie das Kind hatte. Er war nicht da. Für irgendwelche Arbeit auf dem Gut war sie nicht zu gebrauchen. Sie lebte in einer Traumwelt, eine kleine Prinzessin, fern jeder Wirklichkeit.

Er liebte sie über alles, so, wie sie war. Keine Geliebte für ihn, keine Gefährtin. Das machte nichts, das würde später kommen, wenn der Krieg zu Ende war, wenn er endlich bei ihr sein konnte ... Dass einer kommen würde – vor ihm –, der sie aus dieser Traumwelt der Kindheit herausreißen würde, daran hatte er nicht gedacht. Nie hätte er so etwas für möglich gehalten, so viel Fantasie besaß er nicht.

Und er begriff es nicht – bis zu diesem Abend, als er sie wiederfand in einem Blockhaus in Vermont, wo sie mit diesem Mann lebte, den sie liebte. Von dem sie ein Kind erwartete. Es hatte ihn sprachlos gemacht, als er es sah.

Erst am Abend hatte er sich entschlossen, doch noch zurückzufahren zum See.

Es war bereits dunkel, ein Abend im September, es war kühl, über dem See stand Nebel.

Das Haus war größer, als er es sich vorgestellt hatte. Aus dicken, runden Stämmen gezimmert, es sah fest und solide aus. Hinter den Fenstern war Licht.

Da lebte sie ...

Es war eine schöne Landschaft, er hatte das am Tag schon gedacht. Eine unberührte stille Landschaft, Wiesen, Wälder, Hügel, dazwischen der See. Die Landschaft schien ihm vertraut zu sein.

Es war fast wie daheim.

Sehr seltsam, dass sie jetzt hier lebte. Damals – ehe sie fortging, hatte sie gesagt: »Ich habe es satt, immer auf dem Land zu leben. Ich möchte einmal etwas anderes sehen als Kühe und Wiesen und Bauern. Ich komme in kein Theater, höre keine Musik, ich will dieses Leben nicht mehr.«

Jetzt lebte sie hier viel einsamer als zuvor.

Als er sich schließlich entschloss, ins Haus zu gehen, war er ganz ruhig, ganz gelassen. So entsprach es seinem Wesen, er war niemals heftig, niemals unbeherrscht.

Zuerst blickte er durch ein Fenster. Vielleicht kam da seine Ruhe schon ins Wanken.

Ein großer Raum, sparsam möbliert. Sie saßen vor dem Kamin auf einem Fell. Er konnte ihre Gesichter nicht sehen. Sie blickte ins Feuer, hatte den Kopf zurückgeneigt, der Mann saß hinter ihr, hatte beide Arme um sie gelegt und sein Gesicht in ihr Haar gepresst.

Magnus wandte sich heftig ab und ging zur Tür. Sie war nicht verschlossen. – Als er ins Zimmer trat, saßen beide in der gleichen Stellung vor dem Kamin, blickten sich lässig um, gar nicht erschrocken. Dies war eine friedliche Gegend.

Doch als sie ihn erkannte, erschrak Frederike. Das dauerte einen Moment. Die tanzenden Flammen hatten sie geblendet. Da stand einer im Halbdunkel unter der Tür. War es Jim, der Farmer? Dann sagte sie mit ihrer hellen, immer erstaunt klingenden Stimme: »Du?«

Es klang kindlich verwundert.

Doch gleich darauf, dunkler, erschreckt: »Magnus!«

Er fährt und fährt durch die Nacht.

Er weiß nicht, wohin er fährt.

Manchmal redet er vor sich hin. Manchmal schweigt er. Er erlebt alles noch einmal.

»Du?«

»Magnus!«

Hinter ihm ist es still. Das Kind ist starr vor Kälte und Entsetzen. Es liegt nicht mehr, es hat sich aufgerichtet und in eine Ecke gedrückt, es zittert. Aber es weint nicht, es schreit nicht, es spricht nicht. Es sieht immer nur eines. Immer das gleiche Bild. Die beiden Menschen, die auf der Erde liegen. Das Blut, das über die Erde fließt und das Bärenfell rot färbt. Als er sah, dass sie schwanger war, verstummte er. Alles, was er hatte sagen wollen, erstickte.

Ihr Blick war hochmütig. Mit kalten Augen sah sie ihn an. Er war ein Fremder, ein lästiger Eindringling.

»Was willst du denn hier? Lass mich doch in Ruhe! Ich bin hier und bleibe hier. Ich komme nie zurück. Nie, hörst du!« Neben ihr dieser Junge mit seinem hübschen, glatten Gesicht. »Ich verstehe gar nicht, warum Sie sich die Mühe gemacht haben, herüberzukommen. Erstaunlich überhaupt, dass Sie ein Visum bekommen haben, Sie als deutscher Offizier.«

Daran hatten sie offenbar nicht gedacht, dass er kommen würde. Sie hatten ihn vergessen, beiseitegeschoben. Er war für sie nicht mehr auf der Welt.

Bis in die Stirn fühlte er die Wut, sein Kopf hämmerte, sein Gesicht war bleich.

»Ich will Christine mitnehmen.«

»Nein«, sagte Frederike entschieden. »Christine bleibt bei mir.«

»Ich gehe von hier nicht weg ohne Christine.«

»Ein Kind gehört zur Mutter. Christine bleibt bei mir. Es gefällt ihr hier sehr gut. Und sie versteht sich sehr gut mit Michael.«

»So ist es«, sagte Michael und lächelte verlegen. »Christine hat es gut bei uns. Sie können ganz beruhigt sein.«

»Christine kommt mit mir. Wo ist sie?«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte Frederike kalt.

Sie ging langsam an ihm vorbei durch den Raum, schwerfällig. Vor einer Tür blieb sie stehen, wandte sich um. »Sei doch vernünftig, Magnus. Sie hat es in Amerika viel besser, in Deutschland kann man doch nicht mehr leben. Michael wird eine große Karriere machen. Christine ist dann die Tochter eines berühmten Künstlers, sie wird ein wundervolles Leben haben. Es ist herrlich, in Amerika zu leben.«

»Hier?«, fragte Magnus und blickte sich um.

»Wir waren den Sommer über hier. Gefällt es dir nicht? Es ist eine hübsche Gegend. Nächste Woche reisen wir sowieso ab. Zurück nach Boston. Bei mir ist es bald so weit. Christine freut sich sehr, einen kleinen Bruder zu bekommen.« Und dann eindringlich, bittend: »Magnus, bitte, mach es uns doch nicht unnötig schwer. Gib es auf. Reiche die Scheidung ein. Du kannst mich nicht zwingen, bei dir zu bleiben. Es ist nun einmal so. Ich wollte dir bestimmt nicht wehtun. Aber ich wusste doch nicht ...« Sie stockte, dann lächelte sie, »ich wusste nichts vom Leben, Magnus, begreifst du es nicht? Wir haben doch kaum zusammen gelebt. Wir waren kaum verheiratet, da begann der Krieg. Zusammengerechnet waren es ein paar Wochen.«

»Und die letzten Jahre?«, fragte er heiser.

»Da ... da war es zu spät. Du wirst eine andere Frau finden. Eine, die besser zu dir passt.«

»Ich nehme Christine mit.«

»Nein. Und ich will auch nicht, dass sie dich hier sieht. Das belastet sie nur.«

»Willst du damit sagen, dass ich meine Tochter nie wiedersehen soll?«

»Vielleicht später. Wenn sie älter ist. Jetzt ist es für sie besser so, wirklich.«

»Ich gehe nicht ohne Christine. Wo ist sie?«

»Sie schläft. Und ich denke nicht daran – Magnus!«

Er schob sie beiseite, um zu der Tür zu gelangen, vor der sie stand, weil er dachte, hinter dieser Tür sei das Kind. Es war ein Schlafzimmer, zwei Betten darin. Aber nicht Christine. Er riss alle anderen Türen auch noch auf. Die Küche, das Bad, eine Kammer.

»Wo ist sie?«

Er trat vor Frederike und packte ihre Handgelenke. »Wo ist das Kind? Ich lasse sie von der Polizei holen. Du hast kein Recht ...«

Frederike lachte.

»Kein Recht? Eine Mutter soll kein Recht auf ihr Kind haben? Du wirst in diesem Lande keinen finden, der dir das glaubt. So barbarisch sind sie hier nicht.«

»Lassen Sie sie los!«, rief Michael mit hoher, aufgeregter Stimme. »Sie haben überhaupt keine Rechte hier.«

Er riss ihn zurück, stieß ihn in den Rücken. »Lassen Sie sie los, lassen Sie meine Frau los!«

»Ihre Frau!« Magnus wandte sich um, holte aus und schlug den anderen rechts und links ins Gesicht. Jetzt hatte alle Überlegung aufgehört, die Erregung machte sie blind, alle drei.

Michaels dunkle Augen funkelten, sein Gesicht war gerötet. »Immer noch die gleichen Nazimethoden!«, schrie er. »Hier in meinem Haus!«

Er stürzte an Frederike vorbei ins Schlafzimmer, kam zurück mit einer Waffe in der Hand. Eine deutsche Offizierspistole. Frederike sagte erregt: »Sei nicht albern, Mischa! Du bist nicht in der Oper.«

Noch war sie Herrin der Situation, kein verträumtes Kind mehr, auf einmal eine erwachsene, sehr bewusste Frau.

Michael zielte mit der Waffe auf Magnus. »Verschwinden Sie, sofort! Sie sind hier überflüssig. Get out! Get out!«

Magnus war größer, stärker und gewandter. Es kostete ihn nur eine Bewegung, und die Pistole flog in hohem Bogen aus Michaels Hand. Magnus bückte sich und hob die Waffe auf. Er wusste nicht, ob sie geladen war.

»Also gut«, sagte er grimmig zwischen den Zähnen. »Dann also auf diese Weise. Wer hier überflüssig ist, sind Sie. Frederike und Christine kommen mit mir. Sofort!«

Die beiden Männer starrten sich hasserfüllt an.

»Frederike geht nicht mit Ihnen, Frederike gehört zu mir. Und mein Kind wird in Amerika geboren.«

Magnus entsicherte die Waffe.

»Los! Hol Christine! Und dann gehen wir.«

Michael machte eine Bewegung auf Magnus zu, Magnus hob die Pistole, und Frederike sah ihm an, dass es ernst war. Sie schrie. Mit dem Fuß stieß sie einen Stuhl um. »Nein! Nein!« Sie warf sich vor Michael, da krachte der Schuss.

So war es.

Ich wollte nicht schießen – ich wollte nicht schießen. Ich wollte sie nur holen.

»Christine! Ich wollte euch holen. Ihr solltet mit mir nach Hause kommen. Christine, hörst du?«

Er blickte über die Schulter, sieht die stumme weiße Gestalt, die weit geöffneten Augen, das erstarrte Gesicht.

Er fährt an den Straßenrand und hält. Es ist die erste normale Regung seit Stunden.

»Du frierst ja. Du hast bloß ein Nachthemd an!«

Er steigt aus, nimmt seinen Mantel und will das Kind darin einwickeln. Mit einem erstickten Laut weicht es vor ihm zurück.

»Du wirst dich erkälten, Christine, bitte ...«

Seine Stimme bricht ab.

Alles ist aus, alles ist verloren. Die Besinnung kehrt zurück. Er hat alles verloren – die Frau, das Kind, sein Leben.

»Komm, nimm den Mantel. Hast du Hunger? Willst du etwas trinken?« Hilfloze, dumme Fragen.

»Vielleicht kannst du ein bisschen schlafen. Wir fahren weit fort von hier. Du wirst das vergessen, Christine, du ...«

Da steht er auf der Landstraße, irgendwo in den Vereinigten Staaten von Amerika. Im Bundesstaat Vermont.

Es ist September. Man schreibt das Jahr 1949. Und alles ist zu Ende. Christine rührt sich nicht, ihre Augen sind starr wie die einer Toten, sie zittert. Vorsichtig deckt er sie mit dem Mantel zu. Streckt die Hand aus, um sie zu berühren, zieht sie zurück.

Die Hand des Mörders.

Auf einmal denkt er an seinen Vater. An Zuhause. An das Gut. Und dann denkt er: Flucht.

Natürlich – er muss fliehen. Die Richtung ist ganz falsch, er muss nach Norden fahren, zur kanadischen Grenze. Dieses Land ist so groß, da kann man Tage und Wochen fahren, es ist wie in Russland. Man fährt und fährt und fährt ...

Kanada also!

Aber als er weiterfährt, bleibt er in der alten Richtung. Er weiß, dass er keine Grenze überschreiten kann. Er hat eine Grenze überschritten in dieser Nacht und hat sich damit selbst gefangen gesetzt. Die Freiheit, mit der er sich jetzt noch bewegt, ist ein Betrug, das weiß er. Sie werden die Toten finden, heute, morgen, vielleicht haben sie sie schon gefunden. Oben auf dem Hügel stand ein Haus, da war Licht in den Fenstern, ein Hund hat gebellt. Er hatte nichts gesehen und gehört, jetzt eben stellt sich heraus, er hat es doch gesehen, doch gehört.

Amerika ist groß. Hier kann sich jeder verstecken, jahrelang, ein Leben lang. Das hat man oft schon gelesen. Man muss nur weiterfahren, immer weiter. Aber er weiß, dass für ihn selbst Amerika nicht groß genug ist. Dass er sich nicht verstecken kann.

Als der Morgen dämmt, hält er wieder an, steigt aus. Er steht am Straßenrand, zündet sich eine Zigarette an. Er ist der einsamste Mensch auf der Erde. Verlassen, ausgestoßen. Er hat alles verloren, nur das Leben noch nicht. Und das braucht er nicht mehr. Wieder denkt er an seinen Vater. Er möchte nicht mehr an ihn denken, nie mehr. Der letzte Sohn. Einer starb als Kind. Der andere fiel im Krieg.

Nur er ist übrig geblieben. Gestern noch. Heute ist er mehr als tot. An die Toten kann man denken. Man kann um sie trauern, um sie weinen, für sie beten. Sein Vater wird nicht um ihn weinen, nicht um ihn trauern, nicht für ihn beten. Wird er an ihn denken?

Nicht, wenn er es verhindern kann. Der alte Kamphoven gebietet so vielen, er kann auch seinen Gedanken gebieten.

Seine Mutter hätte geweint, gebetet und an ihn gedacht. Wie gut, dass sie tot ist. Wie gut, dass sie starb, im Winter nach dem Krieg. Wie war er unglücklich über den Tod seiner Mutter. Er hat sie nicht wiedergesehen; als er zurückkehrte aus der Gefangenschaft, war sie gestorben. Wie dankbar ist er jetzt, dass sie gestorben ist.

Im Wagen regt sich das Kind. Es schläft.

Und noch einmal, zum letzten Mal, denkt er an Flucht.

Er hat doch Christine. Sollte er um ihretwillen nicht doch versuchen, zu fliehen, sich zu verstecken. Und was dann? Wo soll er bleiben mit ihr? Einfach immer weiterfahren, immer tiefer nach Amerika hinein? Sie würde seine Flucht nur behindern. Ein Mann und ein Kind, man würde sie schnell finden.

Er wird sie irgendwo zurücklassen, bei einer Tankstelle, in einem Lokal, und dann allein weiterfahren. Den Wagen an eine Wand, an einen Pfeiler, in einen Abgrund lenken. Besser wäre es gewesen, die Pistole mitzunehmen.

Das alles sind nur Gedanken, er weiß bereits, was er tun wird. Er kriecht in den Wagen und beugt sich über Christine. Ihr Atem ist kurz und schnell, ihre Wangen sind heiß.

Ganz behutsam schiebt er die Arme unter ihren Rücken, hebt sie hoch und legt sein Gesicht an das heiße, fiebergelühende Gesicht seiner Tochter. Er wird sie nie wiedersehen.

Er ist am Ende, in seinen Augen stehen Tränen. Warum, warum?

Christine erwacht, sie weiß nicht, wo sie ist, aber jemand hält sie im Arm, das tut gut.

»Christine«, sagt eine Stimme an ihrem Ohr, »du musst allein nach Hause fahren. Du gehst zum Großvater und du sagst ihm ...« Seine Stimme bricht ab. »Du musst nach Hause fahren, Christine, hörst du!«

»Ja«, murmelt das Kind schlafbenommen, »ich will nach Hause.« Sie öffnet die Augen. »Wir fahren nach Hause, Papi ...«

»Ich nicht. Nur du, Christine. Ich komme nie wieder nach Hause.« Er wickelt sie wieder fest in den Mantel, legt sie vorsichtig zurecht, dann fährt er weiter.

Bei der nächsten Abzweigung, die zu einem Ort führt, biegt er ab. Die Sonne scheint, es ist Tag geworden. Er achtet nicht darauf, wie das Städtchen heißt.

Am Straßenrand steht ein Molkereiwagen.

Er hält an und fragt den Milchmann nach der Polizeistation.